

Hamburger Beiträge  
zur Geschichte der deutschen Juden  
Für die Stiftung Institut für die Geschichte der deutschen Juden  
herausgegeben von  
Stefanie Schüler-Springorum und Andreas Brämer  
Bd. XXXIV

© Wallstein Verlag, Göttingen 2008  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)  
ISBN 978-3-8353-0312-6

CHRISTIANE BERTH

»Aber das Hamburg ist nicht mehr da, an das man denkt«

*Remigration und Rückkehrüberlegungen  
von Kindertransport-Teilnehmern*

Mh, mein erster Besuch war – Da ist es sehr schwer. (unverständlich) zu einem Besuch äh, wurde davon beeinflusst, dass, wie ich schon erzählte, meine Großmutter wieder in Hamburg wohnte. Und weil sie schon in den spätern sechziger Jahren war, hab ich entschlossen, dass es das Wichtigste sei, dass ich sie hier sehe. Nach dem ersten (betont) Besuch war es nicht mehr schw-, nicht mehr so schwer. Ahm, das ist jetzt eine Narbe, und sie geht nie wieder weg. Aber sie hat jetzt die Hau-, fast Hautfarbe.<sup>1</sup>

So beschrieb ein 1939 mit einem Kindertransport emigrierter Zeitzeuge seine erste Rückkehr nach Hamburg. Viktor Behrens verwendete im Interview das Bild einer langsam verblassenden Narbe, um die durch Verfolgung, Flucht und die Ermordung seiner Eltern entstandenen Verletzungen zu beschreiben. Sie sei zwar inzwischen so weit verblasst, dass er gerne nach Hamburg zurückkomme, aber trotzdem immer präsent.

Mein Beitrag thematisiert die subjektiven Erfahrungen einer Gruppe von Menschen jüdischer Herkunft, die Deutschland als Kinder und Jugendliche verlassen musste. Nach einem kurzen Überblick über den Hintergrund und Verlauf der Kindertransporte sollen die spezifischen Exilerfahrungen der Kinder und Jugendlichen geschildert und anschließend die Rückkehr und Rückkehrüberlegungen nach 1945 thematisiert werden. Gleich zu Beginn sei festgestellt, dass sich nur eine kleine Minderheit der Kindertransport-Teilnehmer zur Remigration entschloss. Drei Formen der Rückkehr lassen sich unterscheiden: Erstens auf vorübergehende Aufenthalte nach dem Krieg, sei es als Besucher oder als Mitglied einer der alliierten Besatzungsarmeen, zweitens auf die Remigration in

der unmittelbaren Nachkriegszeit und drittens auf die Rückkehr in größerem zeitlichen Abstand.

Als Quellenbasis dienen im Wesentlichen lebensgeschichtliche Interviews mit Kindertransport-Teilnehmern aus der »Werkstatt der Erinnerung«, einem Oral History-Archiv an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg.<sup>2</sup> Dort sind insgesamt 50 Interviews mit Teilnehmern der Kindertransporte archiviert, die zumeist im Rahmen des Besucherprogramms des Hamburger Senats für ehemalige jüdische Hamburgerinnen und Hamburger entstanden. Bei den Interviews handelt es sich um Erzählungen, die in hohem Maße von den Eindrücken bei der Wiederbegegnung mit der Heimatstadt gekennzeichnet sind.<sup>3</sup> Auf Grund dieses Entstehungskontextes werden sich meine Ausführungen vor allem auf die Rückkehr nach Hamburg bzw. Westdeutschland beschränken.

Mit dem Begriff »Kindertransporte« wird die Emigration von unbegleiteten Kindern und Jugendlichen in den Jahren 1938 und 1939 bezeichnet. Nach der Pogromnacht am 9. November 1938 hatten verschiedene europäische Länder ihre Grenzen für Kinder und Jugendliche geöffnet, u.a. Großbritannien, die Niederlande, Belgien und Schweden. Die meisten Kinder und Jugendlichen emigrierten nach Großbritannien, insgesamt ca. 10 000. Mit den Kindertransporten emigrierte eine sehr heterogene Gruppe, deren einzige Gemeinsamkeit darin bestand, dass sie durch das NS-Regime als »Juden« oder »Halbjuden« eingestuft wurde. Es handelte sich um Kinder aus jüdisch-orthodoxen und aus eher assimilierten Familien; Kinder, die erst 1933 von ihrer jüdischen Herkunft erfuhren, katholisch oder evangelisch waren bzw. gar keiner Religionsgemeinschaft angehörten.

Verschiedene jüdische und christliche Hilfsorganisationen in Deutschland und Großbritannien organisierten die Transporte, informierten über die neue Emigrationsmöglichkeit und nahmen die Anmeldungen entgegen. Wurde ein Kind für einen Kindertransport ausgewählt, kam

<sup>1</sup> Interview mit Viktor Behrens WdE/FZH III6, Original, Interviewerin: Frauke Paech, 30. Juni 2003, Transkript S. 9. Bei allen zitierten Interviews werden die in der »Werkstatt der Erinnerung« vergebenen Pseudonyme verwendet.

<sup>2</sup> In der »Werkstatt der Erinnerung« sind insgesamt über 1000 Interviews archiviert, davon ein großer Teil mit Menschen jüdischer Herkunft. Vgl. zur »Werkstatt der Erinnerung«: Angelika Eder, Das Projekt »Hamburger Lebensläufe – Werkstatt der Erinnerung«. Eine Bestandsaufnahme im 13. Jahr, in: Auskunft 22 (2002) 3, S. 311–329; vgl. auch Sybille Baumbach/Uwe Kaminsky/Alfons Kenkmann u.a., Rückblenden. Lebensgeschichtliche Interviews mit Verfolgten des NS-Regimes in Hamburg, Hamburg 1999. Aktuelle Informationen über die Bestände finden sich auf der Homepage des Projekts: [www.werkstatt-der-erinnerung.de](http://www.werkstatt-der-erinnerung.de).

<sup>3</sup> Die Interviews entstanden in den Jahren von 1991 bis 2006 und wurden von verschiedenen Interviewerinnen und Interviewern geführt.

die Nachricht von der bevorstehenden Abreise sehr plötzlich, meist nur wenige Tage oder eine Woche zuvor. Ob und wie die Kinder und Jugendlichen von ihren Eltern auf die bevorstehende Emigration vorbereitet wurden, war unterschiedlich. Einige glaubten bis zuletzt, sie würden nur auf eine Ferienreise gehen und ihre Eltern bald wiedersehen.<sup>4</sup>

In Großbritannien wurden die Kinder und Jugendlichen in Pflegefamilien, Heimen und Internaten untergebracht. Dabei ergaben sich zahlreiche Schwierigkeiten, da die Kinder durch Verfolgung und Trennung von den Eltern verstört und die britischen Pflegefamilien nur unzureichend auf die Aufnahme von Flüchtlingskindern vorbereitet waren.<sup>5</sup> Viele der Kinder und Jugendlichen berichteten über zahlreiche Wechsel von Familie zu Familie. Ein Zeitzeuge bemerkte dazu, er habe sich »immer allein, immer umgetauscht« gefühlt.<sup>6</sup> Sowohl von Seiten der Familien als auch der Hilfsorganisationen wurden die Kinder mit der Erwartung konfrontiert, Dankbarkeit zu zeigen und sich möglichst unauffällig zu verhalten.<sup>7</sup>

Der Kriegsbeginn im September 1939 setzte den Kindertransporten ein Ende. Viele der Kinder und Jugendlichen sahen ihre Eltern nie wieder, denn nur wenige schafften es noch rechtzeitig eine Emigrationsmöglichkeit zu finden. Für die Kindertransport-Teilnehmer bedeutete der Kriegsbeginn einen erneuten Einschnitt: Der Kontakt zu Eltern, Freunden und Verwandten brach zunächst ab, die Kinder und Jugendlichen wurden zusammen mit britischen Schulkindern auf das Land evakuiert und dort teilweise als Deutsche oder Nazis wahrgenommen. Der Umstand, als Angehörige des Landes angegriffen zu werden, aus dem sie vor der Verfolgung geflohen waren, stürzte sie in ein Dilemma und neue Identitäts-

4 Vgl. zu den Kindertransporten: Rebekka Göpfert, *Der jüdische Kindertransport von Deutschland nach England 1938/39. Geschichte und Erinnerung*, Frankfurt a.M. u.a. 1999; Wolfgang Benz/Claudia Curio/Andrea Hammel (Hg.), *Die Kindertransporte 1938/39. Rettung und Integration*, Frankfurt a.M. 2003; Christiane Berth, *Die Kindertransporte nach Großbritannien 1938/39. Exilerfahrungen im Spiegel lebensgeschichtlicher Interviews*, Hamburg 2005; Claudia Curio, *Verfolgung, Flucht, Rettung. Die Kindertransporte 1938/39 nach Großbritannien*, Berlin 2006.

5 Vgl. dazu Marianne Kröger, *Kindheit im Exil*, in: Wolfgang Benz/Claudia Curio/Andrea Hammel (Hg.), *Die Kindertransporte 1938/39* (wie Anm. 4), S. 17-33.

6 Vgl. Interview mit Harald Hornstein WdE/FZH 648, korrigierte Fassung, Interviewerin: Angelika Eder, 11. Mai 2000, Transkript, S. 16.

7 Vgl. Claudia Curio, »Unsichtbare Kinder«, *Auswahl- und Eingliederungsstrategien der Hilfsorganisationen*, in: Wolfgang Benz u.a. (Hg.), *Die Kindertransporte 1938/39* (wie Anm. 4), S. 60-82.

konflikte.<sup>8</sup> Einige bewegten sich als Reaktion darauf ausschließlich in Emigrantenkreisen, andere versuchten ihre Herkunft so weit wie möglich zu verstecken. Ab 1940 begann die britische Regierung, Angehörige der mit Großbritannien Kriegführenden Nationen in verschiedene Gruppen einzuteilen und Schritt für Schritt als »enemy aliens« zu internieren. Davon waren auch die älteren Teilnehmer der Kindertransporte betroffen.<sup>9</sup>

Im Verlauf des Krieges wurde es immer schwieriger, den Kontakt zu den Eltern aufrecht zu erhalten: Es durften nur noch Postkarten über das Rote Kreuz versandt werden, deren Länge auf 25 Wörter begrenzt war. Irgendwann blieben die Nachrichten dann aus, ohne dass die Kinder und Jugendlichen wussten, was passiert war.

Die Kindheit und Jugend der Kindertransport-Teilnehmer war durch Ausgrenzung und Verfolgung in Deutschland überschattet gewesen. Das Exil in Großbritannien bedeutete zwar Sicherheit vor der Verfolgung, war aber gleichzeitig verbunden mit Trennungsschmerz, einer nicht immer besonders herzlichen Aufnahme und Sorge um die zurückgebliebenen Verwandten.

Das Kriegsende war gekennzeichnet durch die Auseinandersetzung mit dem Verlust der Eltern, der Wiederbegegnung mit Familienangehörigen und der Konfrontation mit den Nachrichten über die Judenvernichtung in Europa. Für die Kindertransport-Teilnehmer begann nun die schmerzhafteste und schwierigste Suche nach Eltern, Angehörigen und Freunden. Zuerst gelangten Informationen vor allem über das Rote Kreuz und britische Soldaten ins Land. Die Hinweise waren jedoch nicht immer zuverlässig und in den Nachkriegswirren kam es häufig zu Verzögerungen, Verwechslungen und falschen Meldungen. Trotz intensiver Nachforschungen wissen viele Kindertransport-Teilnehmer bis heute nicht, was mit ihren Eltern geschehen ist.<sup>10</sup>

Gehen oder bleiben? Dies war eine weitere Frage, die nach Kriegsende auf die Kindertransport-Teilnehmer zukam. Die meisten entschieden

8 Vgl. zum Beispiel: WdE/FZH 127, Transkript, S. 24, WdE/FZH 648, Transkript, S. 15, WdE/FZH 682, Transkript, S. 20.

9 Insgesamt wurden ca. 1000 Kindertransport-Teilnehmer interniert. Vgl. zu den Internierungen: Maxine Schwartz Seller, *We built up our lives: Education and Community among Jewish Refugees interned by Britain in World War II*, Westport/Conn. u.a. 2001; David Cesarini/Tony Kushner (Hg.), *The Internment of Aliens in Twentieth Century Britain, Immigrants and Minorities. Special Issue*, London u.a. 1993.

10 Vgl. Berth, *Die Kindertransporte nach Großbritannien 1938/39* (wie Anm. 4), S. 93-96.

sich, in Großbritannien zu bleiben, andere gingen in die USA und nach Israel. Die Kindertransport Association, eine Vereinigung ehemaliger Kindertransport-Teilnehmer in den USA, geht davon aus, dass ca. 20-25 % der Kindertransport-Teilnehmer nach dem Krieg in die USA oder nach Kanada auswanderten.<sup>11</sup> Der häufigste Grund dafür war der Wunsch, mit Verwandten zusammenzuleben. Im Falle der Emigration nach Israel spielten zionistische Motive eine Rolle und der Wunsch, sich am Aufbau eines jüdischen Staates zu beteiligen. Auch Zeitzeugen, die sich gegen eine Einwanderung nach Israel entschieden, bemerkten, dass die Existenz des Staates ihnen das Gefühl einer gewissen Sicherheit gegeben habe.<sup>12</sup>

In Großbritannien wurden 1946 die Bestimmungen für die Annahme der britischen Staatsbürgerschaft vereinfacht. Allerdings mussten Kindertransport-Teilnehmer eine gelungene Integration durch Empfehlungen von Lehrern, Pflegeeltern oder Mitarbeitern der Flüchtlingsorganisationen belegen. Viele verbanden die Annahme der Staatsbürgerschaft mit einer Anglisierung ihres Namens, so dass die Herkunft aus Deutschland nicht mehr auf den ersten Blick ersichtlich oder hörbar war. Darin spiegelt sich der Wunsch nach Distanz zu Deutschland und Integration in die britische Gesellschaft wider. Eine Rückkehr nach Deutschland kam für die meisten zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht in Frage.<sup>13</sup>

Diejenigen, die ernsthaft darüber nachdachten, taten dies vor allem aus zwei Gründen: Entweder, weil sie nahe Verwandte in Deutschland hatten oder aus einer politischen Motivation heraus. Ein Beispiel: Die 1926 geborene Carla Lohner war im Dezember 1938 mit einem Kindertransport emigriert. Ihre Mutter hatte den Krieg in Hamburg überlebt, und deshalb erwog sie eine Rückkehr.<sup>14</sup> Darüber berichtete sie im Interview:

Als der Krieg zu Ende war, änderte sich einiges, auch mit der FDJ<sup>15</sup>. Da sprachen Leute über Nach-Deutschland-zurückgehen und Sachen, die nie wieder passieren sollten. Ich glaube, dass nur die Russen damals die deutschen *Refugees* zurückgelassen haben zu der Zeit. Ich wollte da-

mals nach Deutschland, damit ich meine Mutter wiedersehen konnte. Es ist mir nicht gelungen, als Dolmetscherin oder irgendwas rüberzugehen. Ich habe es durch englische Kreise und auch durch Amerikaner versucht. Die haben mich nicht aufgenommen.<sup>16</sup>

Die Erzählung von Carla Lohner verweist darauf, dass es direkt nach Kriegsende alles andere als einfach war, eine Einreiseerlaubnis zu bekommen. Neben einer Genehmigung der Alliierten musste für eine Rückkehr eine Wohnung vor Ort und eine Zuzugsgenehmigung der lokalen Behörden nachgewiesen werden, die damals nur sehr schwer zu erhalten war – besonders, wenn man sich im Ausland befand.<sup>17</sup> Die Tätigkeit für eine der Besatzungsmächte war eine Möglichkeit, die nervenzehrenden bürokratischen Prozeduren zu umgehen.

Während des Krieges waren viele der älteren Kindertransport-Teilnehmer in die britische Armee eingetreten oder hatten sog. kriegswichtige Arbeit in Fabriken oder in der Landwirtschaft geleistet. Die britische Regierung hatte im April 1943 die Aufnahme von Flüchtlingen in die Armee erlaubt. Als Motivation nannten viele Zeitzeugen den Wunsch, sich am Krieg gegen das NS-Regime zu beteiligen, aber auch anderen, unbefriedigenden Lebensumständen zu entkommen.<sup>18</sup> Carla Lohner antwortete auf die Frage der Interviewerin nach ihren Beweggründen:

Ich wollte nicht, dass Deutschland gewinnt. Es war für mich wichtig, dass England oder die Alliierten gewinnen. Für mich war Hitler was, was einfach nicht mehr sein durfte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass wir nicht gewinnen würden. Aber ich wollte selber was dazu tun, so viel wie möglich.<sup>19</sup>

Carla Lohner wurde zunächst in einer Gruppe eingesetzt, die Uniformen nähte und meldete sich später zur Arbeit in einer Munitionsfabrik. Im weiteren Verlauf des Interviews erzählte Carla Lohner, dass die Arbeit ihr einerseits sehr viel Spaß gemacht habe. Andererseits erwuchs daraus eine

11 Vgl. [www.kindertransport.org/history.html](http://www.kindertransport.org/history.html) (Stand: Januar 2007).

12 Vgl. z.B. das Interview mit Philipp Culp WdE/FZH 095, 21. Mai 1991, Transkript, S. 7.

13 Vgl. Berth, Die Kindertransporte nach Großbritannien 1938/39 (wie Anm. 4), S. 99-101.

14 Die Mutter war Nichtjüdin und nach der Hochzeit zum Judentum konvertiert. Die Eltern ließen sich jedoch später scheiden. Der Vater der Zeitzeugin wurde 1941 nach Minsk deportiert.

15 Zur FDJ siehe S. 199 f.

16 Vgl. Interview mit Carla Lohner WdE/FZH 012, korrigierte Fassung, Interviewerinnen: Beate Meyer und Sybille Baumbach, 30. Mai 1991, Transkript, S. 25.

17 Vgl. Marita Krauss, Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945, München 2001, S. 137-142.

18 Vgl. dazu die Interviews mit Herbert Newton, WdE/FZH 739, korrigierte Fassung, Interviewerin: Kristina Vagt, 14.10.2002, S. 10 f.; Interview mit Eva Hennig, WdE/FZH 659, Original, Interviewer: Jens Michelsen, 15.07.2000, Transkript, S. 26.

19 Vgl. WdE/FZH 012, Transkript, S. 21.

zunehmende psychische Belastung, da sich ihre Eltern in Hamburg befanden. Dazu bemerkte sie im Interview:

Ja, ich kriegte nachts oft ... – wachte auf mit ganz schlimmen Träumen. Also eine Zeitlang fertigte ich Sachen, die unten an Bomben angeschraubt wurden. Ich kann mich an einen Traum noch erinnern, wo ich meine Eltern auf einer Seite der Straße sah, ich war auf der anderen. Und diese Bombe liegt inmitten der Straße, als ob sie uns nachrennt.<sup>20</sup>

Während Carla Lohner den Krieg in Großbritannien verbrachte, kehrten andere Kindertransport-Teilnehmer als Angehörige der britischen oder amerikanischen Armee nach Deutschland zurück. Die Alliierten setzten die Emigranten wegen ihrer Sprachkenntnisse vor allem bei Verhören und als Dolmetscher in Kriegsverbrecherprozessen ein. Ein anderer wichtiger Bereich war die Mitarbeit an Veröffentlichungen der Besatzungsmächte, die sich an die deutsche Bevölkerung richteten und der »Re-Education« dienen sollten.<sup>21</sup> Unter ihnen befand sich der in Hamburg geborene Journalist und Schriftsteller Robert Muller, der seit 1945 an einer vom Verlag der amerikanischen Armee herausgegebenen Zeitschrift mitarbeitete. In diesem Zusammenhang nahm er u.a. an den Nürnberger Prozessen teil. Robert Muller stammte aus einer konfessionslosen, kommunistisch orientierten Familie und war im Dezember 1938 mit einem Kindertransport nach England emigriert. Seine Eltern hatten es mit Hilfe der Quäker ebenfalls geschafft nach Großbritannien zu fliehen.<sup>22</sup> In einem 1991 geführten Interview berichtete er, dass er bei seiner Rückkehr 1946 zunächst durch die Straßen Eppendorfs gestreift sei und seine alte Schule besucht habe.<sup>23</sup> Für die Beschreibung der Wiederbegegnung mit Hamburg verwendete er in einem 1960 veröffentlichten Artikel das Bild eines Gespensts:

20 Vgl. WdE/FZH 012, S. 23. Vgl. zu einer ausführlicheren Deutung des Traumes im Kontext des Gesamtinterviews: Beate Meyer, »Jüdische Mischlinge«: Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933-1945, Hamburg 1999, S. 330-332.

21 Vgl. Marita Krauss, Heimkehr in ein fremdes Land (wie Anm. 17), S. 61-64; Andreas Klugescheid, »His Majesty's most loyal enemy aliens«. Der Kampf deutsch-jüdischer Emigranten in den britischen Streitkräften 1939-1949, in: Exilforschung 19 (2001), S. 106-127.

22 Vgl. Interview mit Robert Muller, WdE/FZH 127, Original, Interviewerin: Beate Meyer, 15. März 1991.

23 Vgl. WdE/FZH 127, Transkript, S. 27 f.

I am a Ghost. To this town where I was born I return from time to time to haunt the living, the dead and most of all myself. I walk the streets, but no one can see me. Nobody knows me; nobody will recognize me; nobody will stop me and ask »Aren't you ...?« Not ever. Yet I know every house, and every corner, my nose responds to every remembered smell, my eyes recognize every paving stone, and every tree and every name over every shop-front. [...] There may be other ghosts but I cannot communicate with them. Sometimes I feel that the grey sky must be heavy with returning spirits like myself, watching, accusing. We can't be heard. We can't even hear each other.<sup>24</sup>

In diesen Zeilen spiegeln sich deutlich das Gefühl der Isolation und die abgerissene Verbindung zum Hamburg der Gegenwart wider. Robert Muller nahm zwar an, dass sich andere Menschen in derselben Situation in der Stadt befänden, konnte aber keinen Kontakt zu ihnen herstellen. Doch er fand während seines ersten Besuchs auch einige Anknüpfungspunkte zur eigenen Vergangenheit:

Bei den Oppositionellen, soweit es sie noch gab, die waren alle noch da, und die waren furchtbar freundlich, haben in Hamburg gearbeitet, waren lieb und nett zu mir. Und ich habe sofort das Gefühl gehabt: Da bin ich zu Hause. Bei HEBEC<sup>25</sup> und in Eimsbüttel, das ist meine Heimat. Und das war 1946, als ich wirklich glaubte, ich bin nun Engländer, da war ich 21. Bin ich aber nie gewesen, bin ich nie geworden. Außerdem kann man Engländer nicht werden. Das ist etwas, was man nicht werden kann.<sup>26</sup>

Trotz dieser Heimatgefühle kam eine dauerhafte Rückkehr für ihn damals nicht in Frage. Auf Nachfrage der Interviewerin antwortete er:

Nein, das war damals unmöglich, die Idee der Rückkehr. Ich meine, damals war Deutschland noch Feindesland, zerstört und voller Nazis. Und was da rumlief an alten Leuten, die dem Hungertod nahe waren. Es war furchtbar. 1946 war entsetzlich. Und wir in unseren schönen Uniformen lebten im Überfluss. Das fand ich auch nicht schön.<sup>27</sup>

Hier zeigt sich deutlich die Ambivalenz der Eindrücke und Gefühle, die mit der Rückkehr verbunden waren. Die Wiederbegegnung mit den Op-

24 Vgl. Robert Muller, I return to Hamburg, and I am a ghost, in: Liliput, July 1960, S. 46-48. WdE/FZH 127, Dokumente.

25 Gemeint ist sein früherer Fußballverein.

26 Vgl. WdE/FZH 127, Transkript, S. 26.

27 Vgl. WdE/FZH 127, Transkript, S. 27.

positionellen und dem eigenen Stadtteil wurden mit »zu Hause« und »Heimat« assoziiert. Doch das Hamburg der Kindheit existierte nicht mehr: Die Stadt war zerstört, und die Präsenz von Nazis löste Hassgefühle aus, die ein Anknüpfen an das einstige Leben in Hamburg unmöglich erschienen ließen. Deutschland war zu einem »Feindesland« geworden. Für Robert Muller blieb sein Verhältnis zu Hamburg ein zentrales Thema seiner Filme und Veröffentlichungen. Er lebte in Großbritannien, kehrte aber in unregelmäßigen Abständen nach Hamburg zurück.<sup>28</sup>

Ein weiterer Faktor, den Robert Muller im Interview ansprach, waren die unterschiedlichen Lebensbedingungen der Angehörigen der Besatzungsarmee und der deutschen Bevölkerung, die oft Neidgefühle bei den Deutschen hervorriefen. Hinzu gesellte sich außerdem der den Emigranten häufig gemachte Vorwurf, den Krieg im »sicheren« England überlebt zu haben.<sup>29</sup> Die meisten Kindertransport-Teilnehmer hatten während ihres Aufenthaltes vor allem zu anderen Armeemitgliedern oder zu überlebenden Familienangehörigen Kontakt. Die Tätigkeit in der Armee setzte sie häufig einer direkten Konfrontation mit den Tätern aus, ein weiterer abschreckender Faktor, der sie von einer Rückkehr abhielt. Deshalb war für fast alle Kindertransport-Teilnehmer die Rückkehr mit der Armee nur eine Rückkehr auf Zeit.

Auch die ersten Besuche derjenigen, die nicht in der Armee waren, verliefen oft unerfreulich, da die NS-Zeit noch sehr präsent war. Hala Reben, die 1939 im Alter von 18 Jahren emigriert war, kehrte 1948 nach Hamburg zurück, um eine Tante zu besuchen und etwas über das Schicksal ihrer Familie herauszufinden. Bei einem Besuch in Bergedorf, wo sie zur Schule gegangen war, wurde sie mit dem Erschrecken ehemaliger Nachbarn konfrontiert. Dies führte Hala Reben im Interview darauf zurück, dass sie sich am Eigentum ihrer Eltern bereichert hätten. Andere Freunde und Bekannte hätten deutliche Schuldgefühle gezeigt und versucht sich wortreich bei ihr zu entschuldigen.<sup>30</sup>

<sup>28</sup> Vgl. Robert Muller, *Die Welt in jenem Sommer*, Überarbeitete und erweiterte Ausgabe, Bern 1993; Wilfried Weinke, »England find ich gut!« Facetten aus Leben und Werk des Autors Robert Muller, in: Anthony Grenville (Hg.), *Refugees from the Third Reich in Britain. The Yearbook of the Research Centre for German and Austrian Exile Studies*. Vol. 4 (2002), S. 43–72.

<sup>29</sup> Vgl. WdE/FZH 127, Transkript, S. 27; vgl. auch: Marita Krauss, *Heimkehr in ein fremdes Land* (wie Anm. 17), S. 43 und 61–65.

<sup>30</sup> Vgl. WdE/FZH 616, Original, Interviewer: Uwe Kaminsky, 22. Juli 1999, Transkript, S. 16–18.

Die bereits erwähnte Zeitzeugin Carla Lohner kehrte 1949 wieder nach Hamburg zurück, um ihre Mutter zu besuchen. Aus dem Besuch zog sie folgende Schlussfolgerung:

Ich wäre nicht nach Deutschland zurückgegangen. Ich hätte es nicht können. [...] Es war so'n komisches Gefühl, in Deutschland zu sein. Ich habe Leute angeguckt und gedacht: »Was denkt ihr? Was wart ihr?« Ich hätte da nicht wieder so leicht leben können, obwohl unser Leben – ich meine, wir hatten damals so wenig, mein Mann und ich. Das war eine Erleichterung, in einer großen Wohnung zu sein, obwohl da Zimmer abgegeben waren, es war doch mehr, als wir hatten. Aber ich glaube, das hätten meine Nerven nicht ertragen können damals. Das wäre zuviel gewesen. Eltern denken natürlich, dass sie nur zu sagen brauchen, komm zurück, und dann kommt man wieder zurück.<sup>31</sup>

In ihrer Erzählung verwies sie auf die Angst und das Unbehagen bei den ersten Begegnungen mit Deutschen nach dem Krieg, bei der immer die Frage über ihre Rolle in der NS-Zeit präsent war. Ein anderer Zeitzeuge bemerkte, dass er bei einem Besuch im Jahre 1955 automatisch alle Menschen über einer bestimmten Altersgrenze als Feinde angesehen habe.<sup>32</sup>

Ein weiterer Faktor, der von der Rückkehr abschreckte, war die Konfrontation mit der deutschen Bürokratie, die für viele im Zusammenhang mit ihren Wiedergutmachungsanträgen erfolgte. Selbst wenn diese nur per Brief ausgetragen wurde, riefen das Verfahren und der Umgangston Assoziationen an die NS-Zeit hervor. Der Druck, die eigene Verfolgung belegen zu müssen und Dokumente zu beschaffen, die im einzigen erlaubten Gepäckstück keinen Platz gefunden hatten, wurde zu einer unerfreulichen und demütigenden Erfahrung.<sup>33</sup>

Die meisten der remigrierten Kindertransport-Teilnehmer kamen aus dem Umfeld der Freien Deutschen Jugend (FDJ) in Großbritannien. Nach dem Vorbild anderer Zusammenschlüsse kommunistischer und sozialistischer Jugendorganisationen in Frankreich und der Tschechoslowakei wurde die FDJ 1938/39 auch in London gegründet. Es gab mehrere

<sup>31</sup> Vgl. WdE/FZH 012, Transkript, S. 29.

<sup>32</sup> Vgl. Interview mit Anton Goldberg, WdE/FZH 655, Original, Interviewerin: Angelika Eder, 14. Juli 2000. Das Interview ist nur zum Teil transkribiert.

<sup>33</sup> Vgl. das Interview mit Gary Ross, WdE/FZH 891, korrigierte Fassung, Interviewerin: Christiane Berth, 3. Oktober 2003. Der Zeitzeuge brachte zum Interview die komplette Dokumentation seines Wiedergutmachungsfalls mit und las während des Interviews einige Briefe vor.

regionale Gruppen, die einen wichtigen Anlaufpunkt für jugendliche Flüchtlinge darstellten, nicht zuletzt wegen ihrer vielfältigen kulturellen Aktivitäten. Außerdem betreuten sie internierte Flüchtlinge und gründeten z.B. eine »Jugenduniversität« im Internierungslager auf der Isle of Man.<sup>34</sup> Für den 1921 geborenen Gerhard Moss stellte die Begegnung mit Nazigegegnern in den Internierungslagern einen wichtigen Impuls für die Rückkehr dar. Nach der Verhaftung seines Vaters war er 1938 mit einem der ersten Kindertransporte aus Hamburg geflohen. Er berichtete:

Ganz wichtig für meine weitere Entwicklung war tatsächlich, das kann ich immer nur wiederholen, dass wir mit deutschen Menschen zusammenkamen, die keine, die nicht nur keine Nazis waren und die die Nazis bekämpft hatten und die natürlich auch keine Antisemiten waren. Und irgendwie haben diese Menschen mir und vielen hundert anderen, bei weitem nicht allen, die im *Camp* waren, doch vielen hundert anderen den Glauben an ein besseres Deutschland zurückgegeben. So dass meine spätere Rückkehr nach Deutschland und auch das, was ich dann getan hab sicherlich darauf zurückzuführen ist. Wir haben sehr viel Diskussionsgruppen im Lager gehabt, wo über Gott und die Welt diskutiert wurde, denn wir hatten ja viel, viel Zeit für so was ja, und eh, das hat uns doch, mich und andere sehr stark geprägt.<sup>35</sup>

Nach Kriegsende rief die FDJ ihre Mitglieder dazu auf, sich für »die völlige Ausrottung des Faschismus und Militarismus in Deutschland und den Aufbau einer antifaschistischen Demokratie« einzusetzen. Gleichzeitig wurde die Einbürgerung derjenigen, die nicht zurückkehren wollten, eingefordert.<sup>36</sup> Von den 650 Mitgliedern der Organisation kehrte ca. ein Drittel nach Deutschland zurück, die meisten in die sowjetisch besetzte Zone.<sup>37</sup>

34 Vgl. Alfred Fleischhacker (Hg.), *Das war unser Leben: Erinnerungen und Dokumente zur Geschichte der FDJ in Großbritannien 1939-1946*, Berlin 1996. Vgl. auch: Karin Hartewig, *Zurückgekehrt. Die Geschichte der jüdischen Kommunisten in der DDR*, Köln u.a. 2000, S. 265 ff.

35 Vgl. Interview mit Gerhard Moss, Survivors of the Shoah Visual History Foundation, Interview 36017, 26. August 1997, Interviewer: Daniel Weiss. Das Interview wurde der Autorin freundlicherweise von Gerhard Moss zur Verfügung gestellt.

36 Vgl. Erklärung der Freien Deutschen Jugend in Großbritannien, 9.6.1945, in: Alfred Fleischhacker (Hg.), *Das war unser Leben* (wie Anm. 34), S. 256 f.

37 Vgl. Karsten Schröder/Hans Herzberg, *Zur Geschichte der Organisation*, in: Alfred Fleischhacker (Hg.), *Das war unser Leben* (wie Anm. 34), S. 188-230.

Eine der wenigen, die nach Hamburg zurückkehrte, war Hanna Hagener. Sie hatte Deutschland 1939 als Sechzehnjährige mit ihrer Schwester zusammen verlassen. Ihr Vater war kurz nach der Pogromnacht im KZ Buchenwald ermordet worden, und die Mutter wurde 1941 nach Minsk deportiert. Während des Krieges arbeitete Hanna Hagener als Krankenschwester in Großbritannien und schloss sich der FDJ-Gruppe in Oxford an. In ihrer Erzählung stellte sie vor allem die gemeinsamen kulturellen Aktivitäten und den sozialen Zusammenhalt untereinander in den Vordergrund. Nach Kriegsende begannen die Diskussionen über eine mögliche Rückkehr nach Deutschland. Hanna Hagener bemerkte dazu im Interview:

Wir haben im März '45 geheiratet, nachdem ich mich endlich durchgerungen habe, nach Deutschland mitzugehen. [...] Und für meine Oxford Freunde war es nicht selbstverständlich, dass ich mit nach Deutschland gehe. Und es ist mir auch sehr, sehr schwer gefallen, weil ich auch nicht diesen politischen Hintergrund hatte, um zu sagen, aus dem Grund gehe ich. Ich habe zwar eingesehen, dass man den Nazis nicht alles überlassen sollte, sondern auch was dazu beitragen muss, dass da eine Veränderung war. Und diese Rückkehr nach Hamburg war alles andere als angenehm.<sup>38</sup>

Hanna Hagener und ihr Ehemann kehrten im Dezember 1946 zurück. Ein Freund in der britischen Armee beschaffte ihnen eine vorläufige Unterkunft, warnte sie aber noch vor der Abreise und riet ihnen, lieber in England zu bleiben. Hanna Hagener betonte in der Erzählung über ihre ersten Eindrücke die unglaubliche Kälte, den »Hungerwinter« von 1946 und den Schock über die kilometerlangen Trümmerfelder. Nachdem sich das Ehepaar an verschiedene Hilfsorganisationen gewandt hatte, vermittelte ihnen die Jüdische Gemeinde schließlich ein Zimmer in Othmarschen. Ursprünglich hatten sie sich nicht an die Gemeinde wenden wollen, waren aber von den anderen Organisationen weiter verwiesen worden. Viele derjenigen, die aus politischen Gründen zurückkehrten, definierten sich nicht oder nicht in erster Linie als jüdisch. In der deutschen Nachkriegsgesellschaft wurden sie jedoch häufig als Juden wahrgenommen und mit Antisemitismus konfrontiert. Bei Hanna Hagener bewirkte die erste Erfahrung in der neuen Nachbarschaft einen tiefen Schock. Sie erzählte:

38 Vgl. Interview mit Hanna Hagener, WdE/FZH 682, Original, Interviewer: Jens Michelsen, 16. Dezember 2000, Transkript, S. 21.

Aber da hatte ich das erste Erlebnis in dem Milchladen gehabt, was ich nie vergessen werde: Ich hole die Milch und was wir auf Karten kriegten. Und da sagt die Milchfrau zu einem kleinen, alten Mann<sup>39</sup>: »Schade, dass man Sie nicht auch vergast hat.« (kleine Pause) Da bin ich in diesen Laden natürlich nicht mehr gegangen. Ich bin dann nach Hause gekommen. Und da sagt mein Mann: »Was hast Du denn gemacht?« Ich sage: »Ich war so versteinert, ich konnte nichts machen.«<sup>40</sup>

Nach diesem Schock pflegten die beiden vor allem Kontakte zu ihrer FDJ-Gruppe, der KPD in Blankenese und einem Freundeskreis aus Immigranten in der britischen Armee. 1948 gingen sie nach Ost-Berlin, nachdem der Ehemann auf Grund eines politischen Konflikts entlassen worden war. Das Leben in der DDR wurde im Interview jedoch nicht weiter thematisiert.

Die Hamburger FDJ-Gruppe war relativ schnell nach Kriegsende gegründet worden und vereinte verschiedene Gruppen von Jugendlichen. Viele von ihnen waren entweder selbst im Widerstand aktiv gewesen oder stammten aus oppositionellen Familien. Im November 1945 verfügte die Organisation bereits über 700 Mitglieder in Hamburg. Neben politischen Aktivitäten organisierte die Gruppe zahlreiche Freizeitangebote.<sup>41</sup>

Es gibt einige Hinweise darauf, dass die zurückgekehrten Emigranten der Gruppe wichtige Impulse gaben. Helmut Heins, Leiter des ständigen Büros der Westzonen der FDJ, schrieb z.B. im Jahre 1948 über die Anfangszeit der Organisation:

Um diese Zeit hörten wir auch zum ersten Male etwas von jungen Deutschen, die vor der politischen, rassischen oder religiösen Verfolgung oftmals mit ihren Eltern aus Deutschland geflüchtet waren. In den Gastländern hatten sie eine deutsche Flüchtlingsjugend gebildet, die den Namen Freie Deutsche Jugend führte. Diese Jungen und Mädchen ... wurden unsere Vorbilder. Sie hatten durch ihre Tat bewiesen, was uns in der illegalen Jugendarbeit auch schon selbstverständlich geworden war, nämlich, dass Jugend unterschiedlicher Anschauungen sich einig sein musste und konnte [...].<sup>42</sup>

39 Wie an anderer Stelle aus dem Interview hervorgeht, handelte es sich um einen tschechischen Juden.

40 Vgl. WdE/FZH 682, Transkript, S. 22.

41 Vgl. Maren Siegfried, Die »Freie Deutsche Jugend« im Bezirk Unterelbe (Hamburg und Schleswig-Holstein) während der ersten Nachkriegsjahre, Magisterarbeit Universität Kiel 1986, S. 54 und 117-120.

42 Vgl. »wir« Ausgabe 4/1948 S. 6 f. Zitiert nach: Maren Siegfried, Die »Freie Deutsche Jugend« im Bezirk Unterelbe (wie Anm. 41), S. 60.

Einer dieser Rückkehrer war der bereits erwähnte Zeitzeuge Gerhard Moss. Er war in Großbritannien FDJ-Mitglied geworden und kam mit der britischen Besatzungsarmee nach Hamburg zurück. In seiner Erzählung stand die politische Motivation für die Rückkehr im Vordergrund:

Ja, warum, es wurde ja oft die Frage gestellt: »Warum, Warum bist Du nach Deutschland, dieses Deutschland, dass Deine Eltern ermordet hat?« Meine Großeltern genauso, mein Großvater ist mit 85 Jahren nach Theresienstadt gekommen, nicht wiedergekehrt, nicht. Dieses »Warum bist Du zurückgegangen?«. Ich muss sagen, ich habe es für mich so gelöst, dass ich es als Vermächtnis meiner Eltern betrachtete, dafür zu sorgen, dass so etwas von Deutschland aus nie wieder geschehen kann: Kein Krieg, kein Faschismus, kein Holocaust, kein Rassismus. Das waren im Grunde meine Beweggründe. Abgesehen davon, von dem Freundeskreis, der mir Halt gab. Ich hatte ja keinen anderen Freundeskreis, der mir Halt gab wieder nach Deutschland zurückzugehen und mich aktiv hier einzuschalten in die Entwicklung dieses neuen Deutschland.<sup>43</sup>

Nachdem Gerhard Moss 1947 die britische Armee verlassen hatte, setzte er den Vorsatz des aktiven Einschaltens in die Tat um, engagierte sich stärker in der FDJ und war u.a. von 1950 bis 1953 Deputierter bei der Jugendbehörde der Stadt.

Manchmal war eine Rückkehr für längere Zeit erst mit einem größeren zeitlichen Abstand möglich, wie z.B. im Fall von Herbert Francis. Er war 1924 in Hamburg geboren worden, verlebte seine Kindheit in Berlin und emigrierte im Juni 1939 mit seinem Halbbruder zusammen nach Großbritannien. Seine Eltern überlebten den Krieg im Untergrund in Deutschland und emigrierten danach in die USA. Als Herbert Francis 1971 entlassen wurde und ein Angebot einer Firma aus München erhielt, entschloss er sich zur Rückkehr. Über seine Entscheidung berichtete er im Interview:

Es hat allerhand Überwindung gekostet, aber ich war ohne Stellung. Äähem, schon einige Monate ohne Stellung gewesen, und das war attraktiv vom Sujet her. Und wie gesagt, ich hatte wirklich ernstliche Zweifel, dass ich das akzeptiere, dass ich also die Arbeit akzeptieren würde. (zögert) Selbst wenn ich diese Stellung akzeptierte, ob ich das Leben akzeptieren würde. Äähem und und ich, das hab ich wohl schon

43 Vgl. Interview mit Gerhard Moss (wie Anm. 35).

erwähnt, ich hab gesagt, ich weiss nicht, ob es drei Wochen oder drei Monate dauert, aber bestimmt nicht mehr als drei Jahre. Und dann anfangs, ich meine es gab schon viele Sachen, die die ich (zögert) anstößig fand, also die Bürokratie und so.<sup>44</sup>

Aus den drei Wochen, Monaten oder Jahren wurden am Ende 17, die Herbert Francis mit seiner Ehefrau in München verbrachte. Dort war er in viele kulturelle Aktivitäten involviert, um, wie er es im Interview formulierte, »etwas von der englischen Mentalität den Deutschen beizubringen«.<sup>45</sup> Im weiteren Verlauf des Interviews stellte er sein eigenes Verhältnis zur Rückkehr den Erfahrungen seiner Eltern gegenüber. Er bemerkte:

Es waren Deutsche, nicht wahr? Ich meine, sie hatten so allerhand Ideen, wie man das in Deutschland hat, im Gegensatz zu Amerika. [...] Hab ich es erwähnt, was mich so beeindruckt hat, wie er [der Stiefvater] den Rhein geliebt hat? [...] Jaha, meine Eltern sind zurückgekommen nach Deutschland auf Besuch, gelegentlich. Und sie fanden das fabelhaft, ist alles so ordentlich. Nicht wahr, das ist ähem, und mein Vater, wie gesagt, der aus Düsseldorf kam, nicht wahr, fand das so fabelhaft, da wieder am Rhein zu stehen. Während ich, ich finde es nicht fabelhaft. Ähem. Auf dem Wittenbergplatz oder am Schlesischen Ufer oder so, oder an der Spree. Nicht wahr.<sup>46</sup>

Herbert Francis grenzte sich hier deutlich von der Begeisterung seiner Eltern ab. Seine Erzählung verweist darauf, dass das Verhältnis zum ehemaligen Heimatland je nach Generation unterschiedlich ausfallen konnte.

Der Wunsch nach Distanz und Abgrenzung wurde noch deutlicher, als Herbert Francis im Interview ein Gespräch mit einer Lehrerin in Berlin wiedergab:

Und ähem ich hab ihr dann erzählt, glaube ich, dass ich, also ich war fünfzehn, wie ich aus Deutschland wegging, dann allerhand von deutscher Literatur gekannt hatte, und dass ich eigentlich sehr daran hänge. Ähem und dass ich dann 1971 ähem nach Deutschland, eine Stelle in Deutschland, eine berufliche Stelle in Deutschland angenommen hab, [...] Ähem, und sie hat dann gesagt, das ähem, es wär ja schön,

dass ich Deutschland – Ich glaube, sie hat sich so ausgedrückt, dass ich Deutschland treu geblieben wäre. Und ich hab ihr dann erklärt, dass das auf keinen Fall zuträfe, ääh, dass ich gewisse Sachen an Deutschland anerkenne, gern habe sogar, ähem. [...] und ääh andere Sachen nicht und ähem, dass dasselbe auf England zutrifft. [...] Aber dass ich auf keinen Fall an Deutschland hänge. Ich hänge auch an England nicht, aber ich fühle mich schon mehr zu Hause in England.<sup>47</sup>

Es war ihm sehr wichtig zu betonen, dass er keine so enge emotionale Verbindung zu Deutschland habe, wie von der Lehrerin angenommen. Nach den 17 Jahren in Deutschland entschloss sich Herbert Francis nach England zurückzukehren, weil seine Tochter dort lebte und seine Frau sich in England sicherer fühle als in Deutschland.<sup>48</sup> Seine oben zitierte Aussage ist charakteristisch für den Hintergrund vieler Kindertransport-Teilnehmer, die sich zwar stärker in Großbritannien verwurzelt fühlen, aber betonen, es sei unmöglich Engländer zu werden.<sup>49</sup>

Nur sehr wenige Menschen, die mit den Kindertransporten emigriert waren, kehrten dauerhaft nach Deutschland zurück. Sie stammten häufig aus dem Kreis der FDJ, hatten politische Gründe für ihre Rückkehr und ließen sich in der sowjetisch besetzten Zone nieder.

Für die meisten Kindertransport-Teilnehmer lag nach dem Krieg nichts ferner als eine Rückkehr nach Deutschland. Sie waren zum Zeitpunkt des Kriegsendes zwischen ca. 12 und 20 Jahren alt, hatten wichtige Jahre ihrer Sozialisation in Großbritannien verbracht, sprachen z.T. kein Deutsch mehr, und fast alle Kontakte nach Deutschland waren abgerissen. Eine Verbindung bestand nur noch über die Erinnerung: Dabei handelte es sich einerseits um positiv besetzte Kindheitserinnerungen, aber auch um Erinnerungen an Verfolgung, Ausgrenzung, Flucht und die Ermordung von Eltern und Familienangehörigen. Diese Erinnerungen hielten von einer Rückkehr ab, und das Verhältnis zur Heimatstadt blieb von ambivalenten Emotionen gekennzeichnet. Der Zeitzeuge Philipp Culp verwendete dafür das Bild des Phantomschmerzes:

Nicht in dem Interview, aber ich hab das schon mal gesagt, man hat nicht Heimweh, und das haben mich auch einige von den Schulkindern gestern gefragt, ob ich Heimweh hätte. Nein, es ist nicht Heim-

44 Vgl. WdE/FZH 827, Original, Interviewerin: Christiane Berth, 14. Mai 2003, Transkript, S. 17.

45 Ebd., S. 17 f.

46 Vgl. WdE/FZH 827, Transkript, S. 14.

47 Vgl. WdE/FZH 827, Transkript, S. 15 f.

48 Vgl. WdE/FZH 827, Interview 10. Mai 2003, Transkript, S. 12 f.

49 Vgl. Berth, Die Kindertransporte nach Großbritannien 1938/39 (wie Anm. 4), S. 96-101.

weh. Das sind Schmerzen in einem Glied, das man nicht mehr hat. Wenn ein Bein amputiert ist, dann hat man da noch Schmerzen. Und so ungefähr fühlt sich das an. Man hat doch Gefühle für Hamburg, aber das Hamburg ist nicht mehr da, an das man da denkt.<sup>50</sup>

<sup>50</sup> Vgl. Interview mit Philipp Culp, WdE/FZH 095, korrigierte Fassung, Interviewer: Jens Michelsen, 16. Mai 1998, Transkript, S. 10 f.